

reit ist zur großen interkonfessionellen Mittelpartei zu werden ... Es gibt in ihm starke Kräfte, die auf eine solche Verbreiterung seiner Basis und insbesondere auf seine Interkonfessionalisierung hindrängen ... Die Basis des heutigen Zentrums ist offenbar zu schmal für die Dimensionen seiner Verantwortung ... Gelingt der Umbau des Zentrums nicht, dann wird es zur Schicksalsfrage Deutschlands, ob schon in den nächsten Wochen sich Kräfte zusammenfinden, die einem freien Staat und einer freien Wirtschaft in Deutschland das parteimäßige Fundament schaffen wollen, ohne das die deutsche Freiheit die nächsten Jahre nicht überleben kann.“⁶³

In dieser — leider unerfüllt gebliebenen — Erwartung schlägt ein bemerkenswerter Respekt vor der Haltung des Zentrums durch, das sich als politischer Vorort des deutschen Katholizismus verstand, auch wenn dessen Möglichkeiten erheblich überschätzt werden. Das Zentrum bot sich im Zeitpunkt vor dem Beginn der mit dem Sturz Brünnings eingeleiteten Schlußphase des Staates von Weimar als letzte Hoffnung an. Die internationale Lage war beunruhigend: Die Abrüstungsverhandlungen in Genf, die die Frage der Gleichberechtigung und Gleichstellung Deutschlands einschlossen, kamen nicht voran. Die Arbeitslosen auf den Straßen und Plätzen der Städte nahmen rasch zu. Das nahende Unheil kündigte sich allenthalben an. Es griff auch nach dem deutschen Katholizismus, der sich zwischen dem Unbehagen mit den bestehenden Verhältnissen und der Unsicherheit einer sich von der Verfassung weit entfernenden Entwicklung vor die Aufgabe gestellt sah, den Ansturm eines totalitären Radikalismus aufzufangen, der mit dem Gedanken umging, das „Christentum in Deutschland auszurotten“⁶⁴.
(Ein weiterer Beitrag wird folgen.)

Karl Kraus

HUBERT BECHER SJ

Die Herausgabe ausgewählter Werke des ebenso oft überschätzten wie grimmig und ungerecht befehdeten Wiener Satirikers und Sprachkünstlers Karl Kraus¹ haben Person und Anschauungen wieder lebendig gemacht. Er ist

⁶³ Stolper a.a.O. 295f.

⁶⁴ Vgl. H. Rauschning, Gespräche mit Hitler, Zürich 1940, 50 ff.

¹ Hrsg. von Heinrich Fischer im Kösel-Verlag, München.

1. Die dritte Walpurgisnacht (309 S.) 1952.
2. Die Sprache (447 S.) 1954.
3. Beim Wort genommen (464 S.) 1955.
4. Widerschein der Fackel. Glossen (434 S.) 1956.
5. Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in 5 Akten mit Vorspiel und Epilog (774 S.) 1957.
6. Literatur und Lüge (360 S.) 1958.

auch heute wieder Gegenstand gegensätzlicher Beurteilung, die es nützlich erscheinen läßt, sachlich Stellung zu nehmen. Das Ergebnis kann eine Klärung von Gedanken- und Stilrichtungen sein, die auch in unserer Gegenwart noch lebendig sind.

Karl Kraus wurde am 28. April 1872 in Gitschin (Böhmen) als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Die Eltern zogen 1877 nach Wien, wo Karl Gymnasium und Universität besuchte. Der Schriftsteller blieb sein ganzes Leben in Wien. Sehr häufig war er in Berlin, wo er zwischen dem 13. Januar 1910 und dem 17. November 1932 105 Vorlesungen hielt. Kraus hatte große deklamatorische Begabung. Er wollte mit achtzehn Jahren Schauspieler werden, fiel aber durch. Doch blieb ihm eine gewisse Sprachpathetik, so daß er im Vortrag seiner eigenen Werke wie fremder Dichtungen immer einen großen Erfolg hatte. Das entscheidende Ereignis seines Lebens war wohl die Ablehnung eines Angebotes der damaligen führenden liberalen *Neuen Freien Presse* zur Mitarbeit. Kraus wollte selbständig bleiben. Im April 1899 erschien die erste Nummer seiner Zeitschrift *Die Fackel*, in der er seine literarischen Kämpfe durchfocht. Anfangs nahm er auch Beiträge anderer Verfasser auf. Seit 1911 schrieb er die „Fackel“ ganz allein. Die Zeitschrift brachte er auf 922 Folgen. Die letzte Nummer erschien kurz vor seinem Tod (12. Juni 1936) im Februar 1936. Als Vorbilder kann man wohl *La lanterne* des französischen Publizisten Henri de Rochefort-Luçay (1831—1913) oder auch *Die Zukunft* von Maximilian Harden ansehen. Später gab Kraus einige Sammelbände von Fackelaufsätzen heraus und schrieb auch eine ganze Reihe von Büchern. Man muß ihm das Zeugnis großen Fleißes ausstellen. Einige Kritiker halten die frühen Nummern der „Fackel“ für die besseren; andere tadeln an ihnen, daß er manchen in Kaffeehäusern gehörten Klatsch brachte und private Unterhaltungen in seinem Blatt preisgab (z. B. Alma Mahler-Werfel, *Mein Leben* 24 f.). Jedenfalls ist die „Fackel“, „diese süße Speise aller guten und bösen Triebe“², das Kernstück seines

7. *Worte in Versen* (541 S.) 1959.

8. *Untergang der Welt durch schwarze Magie* (454 S.) 1960.

9. *Auswahl aus dem Werk* (392 S.) 1957.

• Der Herausgeber verzeichnet in seinem Nachwort das Erscheinungsjahr der Werke und der einzelnen Aufsätze. Auf andere Anmerkungen verzichtet er. Seine Ausgabe sei keine akademische. Das stoffliche Verständnis habe K. immer weit mehr als ein Hindernis für die geistige und sprachliche Erfassung seines Werkes angesehen denn als eine Hilfe (7, 533). Dies mag in einem gewissen Maß für den Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung zutreffen. Für die Gegenwart und Zukunft aber ist doch das Fehlen der Anmerkungen zu beklagen, da uns die Umstände, unter denen K. schrieb, immer unbekannter werden. Wir haben nicht mehr die Möglichkeit, die größere und geringere Bedeutung jener Auseinandersetzungen abzuschätzen; damit können wir sie nicht mehr recht in die Bewegung des Geistes einordnen. Es wird allerdings nicht leicht sein, durch Anmerkungen und Kommentare das Werk von Karl Kraus zu verdeutlichen. Denn sein Nachlaß wurde bei der Besetzung Wiens durch die Nationalsozialisten fast völlig vernichtet. Wichtig wäre es, wenn man die etwa tausend Briefe des Schriftstellers an seine Freundin Sidonie von Naderhny aus den Jahren 1913—1936, die in privatem Besitz in der Tschechoslowakei sind und deren Erhaltung gefährdet scheint, heranziehen könnte. Vgl. Lotte Sterbach-Gärtner, Kleiner Beitrag zur Kraus-Forschung, in: *Deutsche Rundschau* 83 (1957) 1269 ff.

² *F. Kafka, Briefe 1902—1924*. Frankfurt 1958, 380.

Werkes, die ihm auch den Übernamen „Fackelkraus“ eintrug. Hier wirkten sich die von seinem Vater ererbten Eigenschaften strenger Rechtlichkeit und eines bitteren Sarkasmus voll aus. Sein scharfer Verstand, der zu rabulistischem Rationalismus ausarten konnte, ein tiefgegründeter Moralismus verbanden sich mit einem außerordentlichen Feingefühl für die Sprache und die sprachlichen Gestaltungen aller Art. So ist er nicht nur ein gefürchteter Satiriker geworden, der einseitig Mängel und Sprachfehler anprangerte, sondern war wohl in seinem Willen ein konservativer Geist. Sein konservativer Wille ist ihm nie Wille zur Macht, sondern Wille zum Wesen (8, 360). In dieser Überzeugung erklärte er sich z. B. für Dollfuß, weil er erkannte, daß nur durch eine autoritäre Regierung die Gefahr des Nationalsozialismus gebannt werden könnte, während die Liberalen, denen man an sich Kraus zurechnen möchte, ohne Gefühl für die Größe der Gefahr an ihren Ideen festhielten und untergingen.

Eine Folge der Selbständigkeit ist bei Kraus ein immer größer werdendes Selbstbewußtsein, das sich als Eitelkeit und Selbstgefälligkeit äußert und schließlich zur Selbstüberhebung wird. Seine Selbstverteidigungen — auch in Nebensächlichkeiten — zeigen schon seine Empfindlichkeit (8 sehr oft). Er spricht von seiner ungeheuren Anregungsfähigkeit (2, 83). Je mehr er zur Geltung gelangt, lobt er selbst sein satirisches Denken und seine schlagfertige Stilkunst (6, 289). Er arbeitet „an drei Seiten eine Stunde und an einer Zeile drei Tage. Das wird diese sprachverlassene Zeit unverständlich finden“ (8, 108). „Ich habe, Gott sei Dank, oft übers Ziel und selten neben das Ziel geschossen“ (3, 163). „Es gibt Schriftsteller, die schon in zwanzig Seiten ausdrücken können, wozu ich manchmal sogar zwei Zeilen brauche“ (3, 116). „Das Lob meines Stiles läßt mich gleichgültig, aber die Vorwürfe, die man gegen ihn erhebt, werden mich bald übermütig machen“ (3, 113). „Ich verstehe von der Kunst sicher mehr, als sie (seine Gegner) alle zusammen“ (6, 74). „Die Fülle meines Werkes ist ungemein; mir fällt zu jedem Dummkopf etwas ein“ (7, 454). „Denn es ist heute in Deutschland gegen mich nicht aufzukommen, nicht *gegen* mich“ (6, 211). „Mein Wort hat Österreich-Ungarn überlebt“ (7, 258) usw.

Seine Gegner tadelten natürlich oft diese „horrende“ Eitelkeit. Er antwortete darauf: „Sie können nicht verstehen, daß, wer mit einer Sache verschmolzen ist, immer zur Sache spricht, und am meisten, wenn er von sich spricht“ (3, 226).

Die heutigen Beurteiler halten vielfach diesen Vorwurf der Eitelkeit für ungerecht oder nehmen diesen als belanglos hin. Aber der jeder Übertreibung abholde und so ausgeglichene, die dichterischen Kunstwerke wie kaum ein anderer tief mit- und nacherlebende Josef Hofmiller dürfte doch recht haben, wenn er von seiner „monströsen Selbstanbetung“ spricht³.

³ Josef Hofmiller, *Ausgewählte Briefe*, Memmingen 1955, 186 f. An Max Rychner 13. 10. 1925.

Von diesem Selbstbewußtsein sind mehr oder weniger auch alle Urteile durchtränkt, die er über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller fällt. Er polemisiert gegen den Kommis, den immer etwas tänzerischen Alfred Kerr (4, 349 f.; 6, 205, 216 u. ö.), die Berliner Neutöner (10, 151), den Bühnenlaien Reinhardt (8, 229 f.), den Burgtheaterdirektor v. Berger (6, 153 u. ö.), A. Wildgans (2, 84), Karl Busse (6, 141), Heinrich Lammasch (4, 226), A. Soergel (6, 282 ff.), Beer-Hofmann (8, 185), den Historiker Friedjung (8, 100 u. ö.) und andere. Besonders haben es ihm die Prager Dichter und Kritiker wie Willy Haas (6, 219 ff.) und Max Brod (6, 207 ff.) angetan. Von diesem schreibt er: „Ob es die höchste oder die niedrigste Literatur ist, den Gedanken zwischen Pathos und Kalauer so zu bewegen, daß er beides zugleich sein kann, daß er eine feindliche Mücke in die Leidenschaft mitreißt, um sie im nächsten Augenblick in einem Witz zu zertreten, darüber lasse ich mich mit keinem lebenden deutschen Deutschen in einen Wortwechsel ein und mit einem aus Prag gewiß nicht“ (6, 209). Mit Franz Werfel, den er anfangs gelobt hatte, als ihn „das Kindheitserlebnis, welches ihn eine Zeitlang an der Hand der Sprachkönnerschaft in den Verdacht der Echtheit gebracht“ hatte (2, 34 f.), entzweite er sich bald und verfolgte ihn seitdem zusammen mit seinen und anderer Dichter Verlegern Kurt Wolff und S. Fischer (2, 42—47; 8, 185 u. ö.). Einen Umschwung seines Urteils mußte auch Maximilian Harden erleben, dem Kraus sich anfangs anschloß, mit dem er sich dann entzweite und den er unaufhörlich befohdete (6 vielfach). Diese Polemik kann man nachträglich nicht ohne den Eindruck lesen, daß Kraus hier kein ganz gutes Gewissen hatte.

Von den Wiener Dichtern boten ihm die meisten nur Gelegenheit zur Kritik. Von Stefan Zweig, „heute einem der repräsentativen Schmierer der europäischen Kultur“, behauptete er, es wäre ihm unmöglich, in der Seichtigkeit seiner tiefen Sätze nicht zu versinken, wenn er sich in mühevoller Praxis nicht doch eine gewisse Fähigkeit der Resistenz erworben hätte (2, 267 f.). Noch heftiger wandte sich Kraus gegen Arthur Schnitzler, „das Abziehbild eines Jahrzehnts der schlechten Gesellschaft“ (6, 161). Er beklagte es, daß Dichter wie Wedekind, Heinrich und Thomas Mann ihn weit über alles in der heutigen Literatur vorrätige Maß anerkannten (6, 170).

Doch ist dies alles nichts gegen die Heftigkeit, mit der er Hermann Bahr, der hierzulande noch die Jugend jedes Alters „verdorben hat“ (6, 54), immer wieder angreift (3, 260; 4, 74. 347). Bahr habe in allen Redaktionen Schmierer sitzen, die durch, von und für ihn schmieren (6, 303); daß er wieder zur praktischen Übung des Christentums zurückkehrte, bietet ihm neuen Stoff für seine Angriffe (4, 383 ff.).

Am auffälligsten ist sein Urteil über Hugo von Hofmannsthal, dessen Kunstblumen, die um 1895 Tau hatten, nun aber verwelkt sind (3, 253). Die eigenen Lorbeeren ließen ihn nicht schlafen, auf fremden ruhe er gern aus (3, 331). Er spottet über diese aristokratische Art (6, 69). Von seinen Umrichtungen meint er, daß er ehrwürdigen Kadavern das Fell abziehe, um

fragwürdige Leichen darin zu bestatten. Wie alle besseren Leser reduziere er das Werk auf den Stoff (8, 228f.). „Die Vorstellung, daß man nach 50 Jahren die Namen der Herren Hofmannsthal und Schnitzler mit Ehrfurcht nennen sollte, hat an und für sich etwas, was den Respekt schon heute bedeutend herabsetzt. Der Lachkrampf aber steigert sich, wenn man bedenkt, daß die Unsterblichkeit nicht nur Register, sondern auch Inhalt hat ... Aber das Dasein der Herren Hofmannsthal und Schnitzler mit irgend etwas metaphysisch zu verbinden, stelle ich mir als eine anstrengende Aufgabe vor“ (6, 350).

Unter die Dichter, die vor Kraus Gnade finden, gehört zuerst Bert Brecht. Er rühmt dessen Theaterbesessenheit, an der auch nicht die Spur eines Spekulantentums sei, und behauptet, daß in seinem lyrischen Wust Echteres enthalten sei, als die heutige Literatur zu bieten habe (4, 405). Das größte Lob spendet er den Schriften der Juden Else Lasker-Schüler und Peter Altenberg, die Gott und der Sprache näher stehen, als alles, was das deutsche Schrifttum der letzten fünfzig Jahre ... hervorgebracht hat (8, 335). Peter Altenberg ist ihm ein Genie (6, 318). Seine Hemmungslosigkeit schließt mehr Menschlichkeit auf, als zehn gebundene Jahrgänge der Wiener Literatur zurückhalten (3, 332). „Klarer als jene wohlgezogenen Dichter hast du im Nachtlokal und bei der Flasche die halbe und die ganze Welt erfaßt. Du steckst das ganze Taggelichter von Dichtern und Bürgern in die Tasche, wie-wohl du andres drin noch lieber hast“ (7, 137; vgl. ebd. 274f.). Er hat am Vorabend eines Festes „eine lyrische Skizze veröffentlicht, deren letzter Beistrich — im Ernst — alles, alles erledigt, was seit zehn Jahren in Österreich — zum Spaß — den Bauernfeldpreis bekommen hat“ (4, 336). Kraus glaubt, daß „die Entwicklung menschlicher Dinge in einem bestimmten Stadium den Namen Peter Altenberg führt und daß ohne dieses Glied alles Folgende undenkbar wäre“ (6, 350).

Else Lasker-Schüler nennt er den bedeutendsten Dichter der Gegenwart (2, 420). Er vergleicht sie mit Rilke und George: „Während bei ihr — in den männlichsten Augenblicken des Gelingens — zwischen Wesen und Sprache nichts unerfüllt und nichts einem irdischen Maß zugänglich bleibt, dürfte die zeitliche Unnahbarkeit und Unantastbarkeit von Erscheinungen wie Rilke und dem größeren George — mit Niveaükünstlern und Zeitgängern wie Hofmannsthal und gar Werfel nicht zu verwechseln — doch keinem kosmischen Maß erreichbar sein“ (2, 420f.)⁴. Die Geschichte hat mitt-

⁴ Rilke hält er für einen feinen Menschen in der Literatur, den Feinheit vor schlechter Gesellschaft nicht bewahren konnte (4, 241). — Else Lasker-Schüler war mit Kraus befreundet. Sie nennt ihn in ihrer phantastischen Art Herzog von Wien, Dalai Lama, Cardinal. Verschiedentlich bat sie Kraus, allerdings vergebens, Werfel zu schreiben, um die Gegensätze zu beseitigen (10, 56. 86 u. ö.). Ähnlich wollte sie auch ihren Freund mit Reinhardt versöhnen (10, 87. 89). Die Herausgeberin der Briefe der Dichterin an Karl Kraus meint, daß die fünfzehnjährige Freundschaft schließlich mit der Absage der innigen an den zynischen Partner geendet habe (*Else Lasker-Schüler, Briefe an Karl Kraus*. Hrsg. von Astrid Gehlhoff-Claes (183 S.), Köln 1960, Kiepenheuer u. Witsch, 10); v. Radecki beweist die Unrichtigkeit dieses Urteils (*Die Furche, Wien* 30. 7. 1960).

lerweile den Erweis gebracht, wie sehr Karl Kraus mit seinen Urteilen in die Irre gegangen ist.

Bemerkenswert ist die Haltung von Karl Kraus den Juden gegenüber. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß er seinen Stammesgenossen feindselig gegenüberstehe. Der Grund ist, daß die jüdische Presse längst die Vertretung der Verfallsbestrebungen übernommen habe (3, 377 u. ö.; 8, 351). Dies brachte ihn bei vielen Nationalsozialisten vorübergehend in den Ruf, Ariogermane zu sein (1, 284f.). Doch war Kraus dank seines Scharfsinns nicht einen Augenblick im unklaren über die Grundgedanken der völkischen Bewegung, und er wandte sich scharf gegen jene Juden (z. B. Bin Gorion), die den Versuch machten, mit den Nationalsozialisten zu einem Ausgleich zu kommen (1, 136). Merkwürdig bleibt die Stellung, die Kraus in der Dreyfusaffäre bezog. Er gesellte sich den Anklägern zu und sah nicht, daß er damit die hemmungslosen Antisemiten, Militaristen und Kriegshetzer begünstigte. Kraus war jedoch niemals ein Verräter an seinem Volk. „Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mit der Entwicklung des Judentums bis zum Exodus mitgehe, aber den Tanz um das goldene Kalb nicht mehr mitmache und von da an nur jener Eigenschaften mich teilhaftig weiß, die auch den Verteidigern Gottes und Rächern an einem verirrtten Volk anghaftet haben“ (8, 333).

Der eigentliche Gegner des Satirikers Kraus ist die Presse, „die sich der Kopf der Welt dünkt und nur ihr Schreihals ist“ (9, 28). Die Phrase, der Mißbrauch und der fehlerhafte Gebrauch der Sprache, den Schwulst, die Eilfertigkeit des Urteils, die Wichtigtuerei, die Sensationslust verfolgt er mit unauslöschlichem Haß. Er gibt sich mit kleinen Beobachtungen ab (2, 269). „Ein kleines Ereignis aus der lokalen Chronik kann Kraus so zusetzen, daß er das Ende aller Tage gekommen wähnt, weil er am Einzelfall eben jene Kräfte erkennt, die sich am Herzen der Welt vergreifen.“⁵ Die Anstreicher haben den Geschmack an der Malerei noch nicht so gründlich korrumpiert wie die Journalisten den Geschmack am Schrifttum (3, 332).

Seine Methode ist die, daß er sich vom Wort inspirieren läßt, die Wortfelder absucht und mit den Funden ein geistreiches Spiel treibt. Alltägliche, ja selbst platte Redensarten, Zitate, Sprichwörter zieht er heran, läßt die ursprüngliche Bedeutung, den vollen Sinn des Bildes wiedererstehen. So verlebendigt er die Redensart, frischt die Floskeln des täglichen Umgangs wieder auf und erhebt dadurch das Nichtssagende, das einmal etwas gesagt hat (2, 227). Er umkreist so seinen Gegenstand und wo er, was nicht immer der Fall ist, die verwundbare Stelle genau getroffen hat, wirkt sein Angriff tödlich. Diese Weise der Polemik übt er mit dem ganzen Zynismus seines rationalen Denkens. Es kommt ihm dabei allerdings oft nicht auf den inneren Wert seiner geistreichen Einfälle an. Die bedeutendste Folge dieser Schreibweise des Satirikers ist jedoch, daß wir von keinem eigentlichen Gedanken-

⁵ Leopold Liegler zitiert 4, 20.

fortschritt sprechen können. Er tritt auf der Stelle. Das führt dann bei den großen Satiren, etwa der dritten Walpurgisnacht (gegen den Nationalsozialismus geschrieben, aber nicht veröffentlicht, um niemand in Gefahr zu bringen), zu einer Aufblähung und einer endlosen Ausdehnung sowohl der einzelnen Sätze, einzelner Abschnitte und des Ganzen, daß man weder von einem guten Stil noch von geläutertem Sprachgeschmack sprechen kann. Robert Musil sagt deshalb mit Recht: „Es gibt zwei Dinge, gegen die man nicht kämpfen kann, weil sie zu lang, zu dick sind, keinen Kopf und Fuß haben: Karl Kraus und die Psychoanalyse.“⁶ Kraus ist um so glücklicher, je kürzer und prägnanter sein Wort ist. Die vielen geistreichen Einfälle, die manchmal in verschiedenen Abhandlungen wiederholt werden, formte er später schärfer und gab sie als Aphorismen heraus. So überraschend sie sind, verleugnen sie doch nicht ihre Herkunft aus dem rein Rationalistischen. Wenn man seine Aphorismen mit denen Lichtenbergs, den Fragmenten von Friedrich Schlegel und Novalis, den Maximen und Reflexionen Goethes vergleicht, wird man den bedeutenden Abstand erkennen. Schließlich formte er viele von ihnen auch zu „Worte in Versen“ um. Man kann also die gleichen Gedanken dreimal und öfter in seinem Werk lesen. Das Sprachschöpferische bei Kraus ist also durchaus nicht unerschöpflich⁷.

Kraus wendet sich nicht nur gegen die Sprachmängel der Presseäußerungen und die Gewinn- und Gesinnungslosigkeit ihrer Vertreter. Er betrachtet die Presse in ihrem Wesen als ein Unglück und ein Verderbnis. In den Aufsätzen über Heine (den Vater der Presse) und die Folgen, Nestroy, den Untergang der Welt durch schwarze Magie usw. wendet er sich grundsätzlich gegen diese Literatur. Hier gelingen seinem ganzen Ernst und seiner Tiefgründigkeit Stücke von außergewöhnlicher Schönheit und Durchschlagskraft, die ihren Wert immer behalten werden.

Trotzdem wirkt das Satirische im Werk von Karl Kraus, wenn man sich nicht mit der einen oder andern Probe begnügt, sondern die veröffentlichten Bände Seite um Seite durchliest, ermüdend und schließlich abstoßend. Man spürt die ertötende Wirkung des Negativen: die gleiche Form der Behandlung des Gegners erweckt die Langeweile. Der Eindruck, den er Josef Hofmiller machte, ist beispielhaft: „Kraus habe ich vor etwa 15 Jahren sehr geschätzt, ich habe die ganze Fackel von A bis Z gelesen bis zum Jahr 1920, wo ich mein vollständiges Exemplar der Deutschen Bücherei in Leipzig verkaufte. Ich fand, daß seine ganze Art etwas Gewaltsames, Forciertes, Fanatisches bekam, auch stilistisch: zum Schluß ging er mir auf die Nerven. Seine Verse sind mir unmöglich. Am besten sind die frühesten Jahrgänge. Er teilt das Schicksal aller Juden, die sehr begabt sind: mit den Jahren akzentuieren sich ihre geistigen Züge, aber sie gewinnen nicht. Sie entwickeln

⁶ Robert Musil, *Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden*, Hamburg 1955, 354.

⁷ Die Sammlung seiner Gedichte enthält also zumeist Gedankenlyrik. Es finden sich aber in den „Worten in Versen“ auch reine und edle Stücke echter Lyrik (z. B. 7, 51. 187. 235. 326 ff. 381. 465).

sich mehr nach der Schärfe, nach dem Intellekt hin, aber es macht nicht mehr den Eindruck des Natürlichen, einer ruhigen, innerlichen, wohltuenden Reife...“⁸

Aber Karl Kraus bleibt nicht dabei stehen. Sein angeborenes und geübtes Sprachgefühl führt ihn dazu, andere zu einem Verständnis für die Angelegenheiten der Sprache zu erziehen, zu jener Höhe, auf der man das geschriebene Wort als die naturnotwendige Verkörperung des Gedankens und nicht bloß als gesellschaftspflichtige Hülle der Meinung begreift (8, 20). Die Sprache wird ihm die Mutter, nicht die Magd des Gedankens (3, 235), und er schöpft aus ihr neue Gedanken (3, 236). Das veranlaßt ihn selbst, über das Wesen des Wortes nachzudenken. Es gehört nicht nur das Denken dazu, damit Literatur werde. Sie ist zugleich etwas Gesehenes und Gehörtes. Sie wird mit Aug' und Ohr geschrieben (3, 240). Er bemüht sich nun, die Bedeutung jeden Wortes genau abzugrenzen. Dabei erkennt er: „Ein Absolutum der Wortgestalt gibt es nicht, da das Wort noch jenseits seiner eigenen Problematik vielfache, immer wechselnde Beziehungen mit dem Wort eingeht. Das eben bewirkt den gefährlichen Zauber der Sprache, daß noch die primitivste Aussage zu voller Eindeutigkeit auf ihre Sphäre angewiesen bleibt“ (2, 329). So kommt es darauf an, Sätze zu bauen. Er nennt sich „Satzbauer“ und „wendet an einen Satz alle Intensität der Empfindung und der Arbeit, und zwar an jeden Satz dieselbe, so daß es gar keinen Wertunterschied zwischen meinen Sätzen gibt und jeder Bau gleich geschlossen und gefügt erscheint“ (2, 53). „Ein guter Stilist soll bei der Arbeit die Lust des Narzissus empfinden. Er muß sein Werk so objektivieren können, daß er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung daraufkommt, daß er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muß jene höchste Objektivität bewahren, die die Welt Eitelkeit nennt“ (3, 92). Bei dieser Arbeit stellt er fest, daß das Wort im Satz nicht durch die Regel des Grammatikers zu erfassen ist (2. 120. 135). Auch seine eigenen Bemühungen, etwa die um den Sinn und den Anwendungsbereich des Wörtchens „es“, muten den Leser zuweilen gekünstelt und abwegig an, und er selbst muß gestehen, daß es ihm nicht gelungen sei, dem Geheimnis auf den Grund zu kommen (2, 80 f. 336).

Kraus übertreibt wohl etwas das Lob seiner Sprachbemühung, aber sein Wille ist unverkennbar. Dabei verdient es angemerkt zu werden, daß er kein Purist ist und oft das Fremdwort vorzieht, auch dann, wenn der Sinn und die Klangfarbe nicht berührt werden (2, 96). Er gesteht auch, daß es in seinem Stil von Austrazismen, ja von Judaismen wimmele (6, 196). Das stellte auch Kafka fest. Sein Witz sei hauptsächlich das Mauscheln. So mauscheln wie Kraus könne niemand⁹.

Die Arbeit an der Sprache und mit der Sprache ist für Kraus Kunstbemühung, bei der es nicht um die Renovierung des geistigen Zierats geht (8, 192), sondern um das Wesen und den Kern. „Die Kunst als Zeitvertreib

⁸ *Hofmiller* a.a.O. 186.

⁹ *Kafka* a.a.O. 336 f.

vertreibt uns die Ewigkeit“ (3, 242). Ihre letzte Wirkung ist die Menschlichkeit (3, 213). So steht die Wortkunst im Dienst der Gesinnung und der Moral im weiten Sinn dieses Wortes. Kraus veröffentlicht in der „Fackel“ Auszüge aus den Vorlesungen über Kunst von John Ruskin, die Ausdruck seiner eigenen Überzeugung sind: „Es steht fest und ist keinem Irrtum und keiner Ausnahme unterworfen, daß die Kunst einer Nation der Ausdruck ihres ethischen Zustandes ist ... Die Hauptfehler unserer Zivilisation sind auf die Annahme zurückzuführen, daß eine edle Ausdrucksweise ein durch Grammatik und Betonung erkennbarer Kunstgriff sei, da sie doch nur der sorgfältigere Ausdruck eines richtigen Gedankens ist. Alle Vorzüge einer Sprache wurzeln in der Moral. Sie wird deutlich, wenn der Sprecher wahrhaftig, klar, wenn er mit Wohlwollen und dem Wunsche spricht, verstanden zu werden, kraftvoll, wenn er ernst ist, anmutig, wenn er Sinn für Rhythmus und Ordnung besitzt. Das Geheimnis der Sprache ist das Geheimnis des Mitempfindens, und ihr ganzer Zauber ist nur edlen Naturen zugänglich ... Solange unsere Worte unserem Glauben entsprechen, solange kann sich die Kunst der Sprache veredeln. In dem Augenblick, da sie nach äußerlichen Grundsätzen geformt wird, wird sie flach und ist keiner Entwicklung mehr fähig ... Ein edler und richtiger Stil ist bis jetzt immer nur aus einem aufrichtigen Herzen hervorgegangen“ (2, 246f.).

Bei aller Bemühung um die Sprache herrscht dennoch bei Kraus eine gewisse Einseitigkeit. Das Wort ist für ihn der Ausdruck des Gedankens; beide sind eindeutig aufeinander zugeordnet und entspringen der inneren Notwendigkeit. So ist das Wort den apriorischen Ideen Platons zu vergleichen. Im Gebrauch gewinnt das Wort auch alle Kraft und Anschaulichkeit, die ihm die Sinne verleihen. Dagegen spielt bei Kraus die freie und willkürliche Benennung der Dinge keine Rolle. Und doch liegt hier auch eine selbständige Wurzel des Wortes vor, die der freie Mensch verwirklicht. Beides zusammen genommen, gedanklicher Ursprung und die willkürliche, schöpferische Benennung der Erfahrungsgegenstände, schaffen die Sprache. Diese Einseitigkeit hängt mit der rationalen Geistigkeit von Kraus zusammen.

Seine Sprachlehre bestimmt natürlich auch sein Urteil über die verschiedenen Genera der Literatur. Für die Lyrik hat Kraus ein feines Empfinden. Er selbst betrachtet seine eigene lyrische Übung mehr als eine Nebensache. Aber aus den allerdings übertriebenen Urteilen über die Kunst von Else Lasker-Schüler, die Rilkes oder Stefan Georges, dessen Sprachkunst ihn offenbar besonders anzog, auch aus der Kritik an Heine erhellt zur Genüge, daß Kraus einen guten Sinn für die Lyrik hatte. Er machte sich auch Gedanken über das Wesen des Reimes. „Reimen kann sich nur, was sich reimt, was von innen dazu angetan ist und was wie zum Siegel tieferen Einverständnisses nach jenem Einklang ruft, der sich aus der metaphysischen Notwendigkeit worthaltender Vorstellungen ergeben muß“ (2, 423; vgl. auch 22, 358). Freilich ist zu sagen, daß Kraus selbst bei den in Verse geschmiedeten Aphorismen diese Forderung sehr oft nicht verwirklicht.

Auch für das Drama (und das Theater) hat Kraus ein gutes Empfinden. Verschiedentlich preist er den großartigen Schluß, das „Lebt wohl“ der Goetheschen Iphigenie, in dem „ein Atemzug der Ewigkeit zur Sprache wird“ (2, 59). Er selbst zeigt sein dem Drama eigenes Können bei den zurückhaltenden Verbesserungen der Schlegelschen Übersetzungen von Shakespeare (König Lear, Macbeth u. a.). Dabei bewährt er sein Feingefühl für die Verschiedenheit der Sprachnaturen, die durch die Veränderung bei Schlegel hundertmal besser zum Ausdruck kommt als durch die Angleichung bei Gundolf (2, 165. 200 u. a.). Kraus selbst hat sich auch dramatisch versucht, besonders bei der noch näher zu besprechenden Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“.

Auffallend ist, daß Kraus von sich bekennen muß, daß er der epischen Kunstform wie einem ihm Unfaßbaren gegenüberstehe (6, 41). Der Roman ist ihm das Sprachwerk außer der Sprache (8, 214; 6, 341 u. a.). Er ist keine Wortkunst, sondern beginnt beim Stoff (2, 208). Kraus übersieht völlig, daß in unserer Zeit gerade der Roman jene Form der Literatur ist, in der die weltanschaulichen und menschlichen Probleme ausgetragen werden. Dies mag vielleicht damit zusammenhängen, daß der Roman, wie ihn die Zeitgenossen schrieben, vorzüglich psychoanalytischer Natur war. Freud aber und die Psychoanalyse sind ihm ebenso verhaßt wie die Presse. Der Psychoanalytiker ist ihm der Auswurf der Menschheit (8, 259), die Psychologie die ultima ratio der Unfähigkeit (3, 98), jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält (3, 331). Damit hat er freilich weithin recht, wenn er sagt, der Unterschied zwischen der alten und der neuen Seelenkunde sei der, daß die alte über jede Abweichung von der Norm sittlich entrüstet war und die neue der Minderwertigkeit zu einem Standesbewußtsein verholfen habe (3, 223). Man wird in diesen Urteilen den Denker erkennen, der das Hinfällige und Relative zurückweist und sich dem Unbedingten verschrieben hat.

Obwohl Kraus sich vorzüglich der Sprache und der sprachlichen Gestaltung widmet, über die Sauberkeit des Ausdrucks wacht und die Schönheit und Wahrheit zum Sieg führen will, nimmt er doch auch lebendigen Anteil an dem politischen Geschehen seiner Zeit. Dies zeigt sich vor allem in seiner Bewertung des Geschehens während des Balkankriegs 1912 und des Weltkriegs 1914—1918. Den Zustand Österreich-Ungarns sieht er geprägt durch den Kaiser Franz Joseph. „Nie prägte mächtiger in ihre Zeit jemals ihr Bild die Unpersönlichkeit“ (7, 300). Er und die Monarchie sind ihm verhaßt, ebenso wie der Krieg (4, 298 ff. u. ö.). Acht Jahre nach der Ausrufung der Republik, die ihm so, wie sie war, keine besondere Achtung abnötigte, billigte er ihr doch zu: „Es bleibt wohl die beste von ihren Gaben, daß wir keine Monarchie mehr haben“ (7, 469). Er bedauerte darum den Mord von Serajewo an Franz Ferdinand, auf den er wie viele seine Hoffnung um eine gesunde Erneuerung des Staatswesens geknüpft hatte (8, 418 ff.). Kraus war Pazifist. Er bekennt allerdings — trotz der Erfahrungen des Balkankriegs, habe er bis zum 1. August 1914 nicht voll geahnt, wie berechtigt der pazifistische

Gedanke war (6, 59). Krieg und Presse verbindet er in dem Aphorismus „An der Erfindung des Schießpulvers und an der Erfindung der Druckerschwärze müßte man vor allem die Bedeutung zugeben, die ihre Gleichzeitigkeit für die Menschheit hat“ (3, 380). Der Krieg bewirkte, daß die, die Beter waren, alle Töter wurden (7, 322). „Die Theologie mußte sich leider damit begnügen, ihren Segen zur Übertretung sämtlicher Gebote zu geben“ (4, 289).

Seine grundsätzliche Stellung zum Krieg nahm er in seiner Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“, die man das gewaltigste Pamphlet der neueren Literaturgeschichte genannt hat. Den ersten Entwurf der meisten Szenen schrieb er 1915—1917, machte 1919 noch Zusätze und gab ihm die endgültige Form bei der ersten Drucklegung 1920—1921 (5, 774). In einer erdrückenden Fülle kleiner oder größerer Szenen, mit einem Aufwand unendlich vieler Personen gibt er Bilder von den Verhältnissen und Vorgängen in der Heimat, der Etappe und der Front. Menschliche Dummheit, Verantwortungslosigkeit, Egoismus, Grausamkeit bei den Kaisern, den Staatsmännern, den Generälen und Offizieren, den Kriegsgewinnlern und Kriegsberichterstattern stehen im Vordergrund. Elendsbilder zeichnen die Wirkung dessen, was ahnungslos oder freventlich über das Volk verhängt wurde. Es ist dies alles zugleich von einer erschütternden Gleichförmigkeit und ohne eigentlich dramatische Steigerung. Die Szenen könnten auch beliebig vermehrt werden. Ein innerer Zwang besteht nicht. Musil sagt zu Recht, daß diese Kriegsgegnerschaft moralisch ebenso steril sei wie die Kriegsbegeisterung¹⁰. Bei dieser Art der Berichterstattung fehlt alles, was auch an sittlichem Opfergeist und menschlicher Größe vorhanden war. Kraus will, wie es scheint, nicht gerecht sein. So zeigt dieses Drama, wie auch manche andere Polemik, nur den bewußten Satiriker, der herabzieht und nicht über den Ereignissen steht und sie von einer höheren Warte — wenn auch noch so unnachsichtig — beurteilt. Die unmittelbar den Krieg und seine Erscheinungen darstellenden Szenen werden unterbrochen durch solche, in denen der Optimist und der Nörgler sich theoretisch über die Vorgänge unterhalten. Die üblichen, bis zum Überdruß wiederholten Beteuerungen vom schöpferischen Sinn des Krieges, des Vaters aller Dinge, werden von dem Nörgler als hohl und irrig entlarvt. Er selbst erweist den Krieg als größte Torheit, als schreckliches Verbrechen an der Menschheit. Aber alles, was er auch sagt, kann letztlich nicht befriedigen. Der Nörgler spricht aus der Gesinnung einer flachen und fragwürdigen Humanität heraus. Man tut weder Kraus noch seinem Werk ein Unrecht, wenn man von dem aufgestörten Kleinbürger spricht, der hier anklagt und verurteilt. Zwar schließt Kraus, wie auch seinen Bericht vom Balkankrieg, mit einem Ruf an Gott. Doch wird nicht glaubhaft, daß damit Kraus das Unglück, das Übel und das Böse aus einer religiös durchformten Haltung beurteilt. So mag dieses Drama wohl den unmittelbaren Eindruck menschlicher Erbärmlichkeit, ja Verderbtheit vermitteln. Selbst

¹⁰ a. a. O. 271.

ein Pamphlet muß, wenn es wirken soll, aus einer Haltung kommen, die mehr ist als Negation, auch wenn der Mensch in seinem Innern noch so sehr verletzt und empört ist.

Zuletzt muß noch von Kraus und seiner Beziehung zur religiösen Welt die Rede sein. Er war kein Atheist. Vor dem Krieg trat er, der geborene Jude, sogar der katholischen Kirche bei. Bei seiner selbständigen Haltung wird man nicht dem Gedanken Raum geben dürfen, daß er damit ein Zugeständnis an den Geschmack des Publikums gemacht habe (6, 97). Später trennte er sich aber wieder von der Kirche, offenbar wegen ihrer Stellung zu dem Geschehen des Krieges. Der Herausgeber seiner Werke, Heinrich Fischer, sagt von ihm, er sei religiös gewesen nicht im Sinn einer Konfession, aber als Ritter und Kämpfer für das Göttliche (3, 456). Er hält dafür, daß die Einheit seiner poetischen, ethischen und religiösen Substanz Übereinstimmung von Werk und Wesen zeige. Kraus sei der existentielle Künstler im Sinn von Kierkegaard (3, 457). Dadurch will er sogar das Erotische bei Kraus rechtfertigen, als Symbol eines absolut Seienden. Es werde zweifellos Leser und Kritiker geben, die nicht an solche tiefe Hintergründe glauben könnten (3, 460f.). Was das erotische Element angeht, so kann man weder in seinem persönlichen Leben noch in seinem schriftlichen Werk eine fatale Nähe zur Frauenwelt, zumal zur Frauenhalbwelt, übersehen, die bei dem Satiriker vorzüglich mit einem gewissen Zynismus verbunden ist. Das sollte man nicht wegdisputieren wollen. Er tritt auch für die Straflosigkeit der Abtreibung ein (z. B. 8, 90). Nicht nur vereinzelt und gar nicht prude Männer von Rang haben gerade wegen dieser erotischen Haltung jede Verbindung mit Kraus abgelehnt. Auch wenn man nachträglich den persönlichen Bereich in die Sphäre des Privaten verweist und aus der Betrachtung ausschließt, bleiben die schriftlichen Denkmäler.

Daß Kraus manchen Pfeil auf das Christentum abschießt¹¹, wird man ihm nicht sonderlich übelnehmen. In dem bisher veröffentlichten Werk findet sich aber keine Stelle, die etwas Wesentliches vom Christentum bejahte oder auch nur mit Ehrfurcht anführte. Seine Äußerungen bleiben im Bereich des Allgemeinen, wie etwa, daß die wahren Gläubigen die seien, die das Göttliche vermißten (4, 425), oder daß man sich zu allen Dingen Zeit lassen solle, nur nicht zu den ewigen (3, 177). Man möchte ihm zugestehen, daß er in seinem Innern dem Religiösen, Gott und der Gottesverehrung einen Platz ausgespart hat. Aber wie bei den Deisten ist sein religiöser Sinn nicht formgebend in seinem eigentlichen Lebenswerk.

Am meisten anzuerkennen ist bei Kraus die unbedingte Selbständigkeit. In einer Zeit, da unter den oberen Schichten Gruppierungen von Dichtern, Schriftstellern und anderen Kreisen eine fast tyrannische Herrschaft aus-

¹¹ Wenn eine Kultur fühlt, daß es mit ihr zu Ende geht, läßt sie den Priester kommen (3, 280); die Kraft, das technische Leben zu überdauern, wächst nicht in den Reihen des Christentums (3, 401); Lammach sei in einem Land, in dem auch der Mantel christlicher Nächstenliebe nach dem Wind gehängt werde, ein Christ (4, 226) u. ä.

zuüben begannen, das Vorspiel der heutigen Massenmeinungsbildung, setzte er sich durch, ganz allein auf sich gestützt. Freilich wurde er mehr gefürchtet als geachtet. Man hat auch den Eindruck, daß er in Deutschland bei vielen einzelnen mehr gehört worden sei als in Österreich selbst. Wie aus dem Beispiel Hofmillers zu ersehen ist, ließ dieser Einfluß im Lauf der Zeit nach.

Seine das Minderwertige treffende Kritik blieb schließlich doch unfruchtbar.

Unbestritten ist bei Kraus auch das Verdienst, unaufhörlich und unermüdlich gegen die in den Niederungen des Tagesschrifttums angesiedelte Presse gekämpft zu haben. Fragwürdig jedoch sind seine Fehden und viele Bewertungen der eigentlichen Schriftsteller und Dichter. Da er sich dem Einzelfall und der schriftstellerischen Einzelwendung zuwendet, scheint er gar nicht gespürt zu haben, welche Fülle von Talenten gerade damals im sterbenden Österreich gelebt haben. Mag auch jeder von ihnen seine eigene Schwäche und Einseitigkeit haben, ein Blick, der das Ganze überschaute, durfte doch mit berechtigtem Stolz auf die vielen Dichter erster und zweiter Ordnung blicken, deren sich Wien und auch Prag damals rühmen durften. Kein Zweifel kann auch darüber bestehen, daß sich viele von ihnen Gedanken über ihr Werkzeug, die Sprache, machten, vielleicht nicht so eindringlich oder mit bohrender Rationalität wie Kraus, aber doch in ehrlichem Bemühen um eine vollkommene Beherrschung ihrer Kunst.

Viel Freude wird man auch immer an manchen geistreichen Einfällen des Satirikers haben, die in unnachahmlicher Kürze, wenn vielleicht auch ein wenig übersteigernd, einen Mißstand des Lebens oder der Sprachübung blitzartig erleuchteten¹². Aber sie sind doch mehr Anlaß eines vergnüglichen Lächelns, mehr nicht. Daß Kraus das Verheerende des Krieges und die Abgründigkeit des Nationalsozialismus früh mit aller Klarheit erkannt hatte und unbeirrt an seinem Urteil festhielt, stellt ihn hoch über die vielen, die entweder die Dinge nicht durchschauten oder aus Gedankenträgheit einen Weg zur Versöhnung der Gegensätze suchten. Jedoch ist seine Darstellung der Zeitereignisse der unheimlichen Furchtbarkeit der Dinge nicht gewachsen. Letztlich muß alle Betrachtung der Persönlichkeit und des Wirkens des Satirikers und Sprachkünstlers Kraus in die Frage münden: Kann man ihm wahre Größe des Geistes zuschreiben? Wir müssen das verneinen. Trotzdem gehört er als geschichtliche Erscheinung zweifellos zum literarischen und dichterischen Leben des deutschen Sprachraums für die Zeit des ausgehenden 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.

¹² Die Zeitgenossen, die aus zweiter Hand in den Mund leben; die Psychoanalytiker als Zwangshandlungsgehilfen; die Untergangster des Abendlandes; im Krieg von den Lebensmittelvorräten, die nacheinander gestreckt worden sind; mit den Waffen war's noch zu probieren; Vielwiser leben in dem Glauben, daß es bei der Tischlerarbeit auf die Gewinnung von Hobelspänen ankommt. Die Schule ohne Noten (Zeugnisse) muß einer ausgeheckt haben, der vom alkoholfreien Wein betrunken war. Der Wiener, die Kreuzung aus einem Wiener und einem Juden. Sexuelle Aufklärung ist insofern berechtigt, als die Mädchen nicht früh genug erfahren können, wie die Kinder nicht zur Welt kommen usf.